

den konservatorischen Befürchtungen teilweise durch Schutzmaßnahmen Rechnung zu tragen, und auf den Beistand des hl. Petrus — möge er dem Wagnis günstig sein, obgleich es keinen Petruschrein in Köln gibt!

Tagungen

KUNSTHISTORISCHES KOLLOQUIUM ZUM JAHR DER ROMANISCHEN KIRCHEN IN KÖLN, 6.—9. März 1985 (mit vier Abbildungen)

Vierzig Jahre nach Kriegsende lud die Stadt Köln in Person der Stadtkonservatorin Hiltrud Kier einen „überschaubaren Kreis von Fachkollegen“ zu einem Kolloquium über den Wiederaufbau der romanischen Kirchen ein. Die über hundert Teilnehmer trafen sich zu ihren Aussprachen meist vor Ort. Das Gesprächsklima war offen und unkompliziert. Für perfekte Organisation ist Ulrich Krings und Sabine Czymmek zu danken. Referate und Diskussionsbeiträge sollen bald in Band 4 der von Kier und Krings herausgegebenen Reihe „Stadtspuren“ (erschieden: Bd. 1 *Köln: Die romanischen Kirchen. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg*, und Bd. 3 *Köln: Die romanischen Kirchen im Bild. Architektur, Skulptur, Malerei, Graphik, Photographie*, beide Köln 1984) publiziert werden, weshalb der folgende Bericht auf Vollständigkeit verzichtet.

Er verzichtet auch auf persönliche Äußerungen der Enttäuschung oder herben Kritik angesichts mancher neu-alter Kirchenräume, wie sie auch im Juni auf der Jahrestagung der Landesdenkmalpfleger zeitweise das Urteil bestimmten und polemische Kontroversen auslösten; nur eine möglichst sachliche Diskussion kann, wie wir glauben, jetzt weitere Fehlentscheidungen verhüten.

Gegenüber der letzten Bilanz des Wiederaufbaus von Hans Erich Kubach (*Kunstchronik* 32, 1979, S. 405—415) sind jetzt St. Gereon, St. Maria im Kapitol und Groß St. Martin fertiggestellt. Der Westbau von St. Kunibert ist Baustelle.

Bis Ende 1984 waren in die großen romanischen Kirchen (ohne St. Cäcilien) fast 147 Mio. DM geflossen, von denen Erzdiözese und Pfarrgemeinden zwei Drittel aufgebracht haben. Mit dem 1981 von Hiltrud Kier ins Leben gerufenen Förderverein Romanische Kirchen Köln hat die städtische Denkmalpflege eine — auch im materiellen Ertrag — wichtige Initiative ergriffen. So ist es motiviert, wenn nicht der kirchliche Bauherr, sondern die Stadt Köln zu dem Treffen eingeladen hat.

Wer heute die Kölner mittelalterlichen Kirchen erlebt, ist Nutznießer einer Entscheidung der ersten Nachkriegsjahre, deren Tragweite schon den Zeitgenossen klar und Gegenstand intensiver Debatten gewesen ist. Der Entschluß, sie sämtlich wieder aufzubauen (mit Ausnahme der unrettbar zerstörten Bauten St. Alban, St. Johann Baptist und St. Kolumba, die als Ruinen oder Teil von Neubauten erhalten wurden), war keineswegs selbstverständlich, zumal angesichts der fast völligen Zerstörung der Kölner Stadtmitte. Man akzeptierte, daß erst eine künftige Generation den Abschluß der Arbeiten sehen würde, und ließ finanzielle Berechnungen beiseite.

Nicht überall hat man in diesem Sinn entschieden, man denke z. B. an den Abbruch der nur teilzerstörten Münchner Jakobskirche. Erst recht hätte man im Wirtschaftsboom der 60er und der frühen 70er Jahre kaum derart viel Einsatz für ein historisches Ensemble aufgebracht. Man erinnert sich bitter, daß noch 1970 nahe bei St. Maria im Kapitol die Hardenrathkapelle Marienplatz 26, die letzte in Köln erhaltene Hauskapelle, dem flotten „Versehen“ einer Wohnungsbaugesellschaft zum Opfer fallen konnte. Die Firma nannte sich geschichtsbewußt „C. C. A. A.“, der Raum war wegen seiner qualitätvollen Wölbung und Bauplastik aus dem mittleren 15. Jh. bekannt, und trotz Protesten hielt man es nicht für nötig, eine Strafe zu verhängen (*Rhein. Verein f. Denkmalpflege u. Heimatschutz, Jahrbuch* 1981, S. 260; vgl. *Kölner Domblatt* 30, 1969, S. 105—107).

Heute genießen die Denkmäler der Vergangenheit wieder mehr Ansehen. Die Begründe unterscheiden sich allerdings in manchem von jenen der Nachkriegssituation, so daß für ein Verständnis der Form des Wiederaufbaus ein Rückblick notwendig ist.

Bei Eröffnung des Kolloquiums zitierte Frau Kier als Schlüsseltext Worte des Denkmalpflegers Franz Graf Wolff Metternich von 1947: „Die Kirchen werden wieder aufgebaut werden, ob wir Denkmalpfleger, Kunsthistoriker oder Kritiker damit einverstanden sind oder nicht“. Sie erhellen schlaglichtartig, weshalb der Wiederaufbau nicht unbedingt nach den Maximen der Denkmalpflege geschehen ist; wie stark patriotische, geistliche, besonders liturgische Anliegen mitsprachen, macht schon die Finanzierung vorstellbar.

Im Juni 1946 konstituierte sich eine Gesellschaft der Freunde des Wiederaufbaus der Stadt Köln unter Vorsitz des früheren Oberbürgermeisters Konrad Adenauer. Adenauer war es gewesen, auf dessen Veranlassung 1925 die Stadt Köln die Finanzierung der ihr gewidmeten Kunstdenkmäler-Inventare übernommen hatte; schon am 4. April 1945 forderte er, eben erst von den Amerikanern erneut zum Oberbürgermeister ernannt, die Restaurierung aller romanischen Kirchen (W. Schlombs im Feuilleton der *Köln. Rundschau*, 17. 4. 1985). Sein Nachfolger im Amt und der Kardinal stützten die Gesellschaft.

Es gab entschiedene Gegenstimmen. 1946 erschienen Bücher von Carl Oskar Jatho (*Urbanität. Über die Wiederkehr einer Stadt*, Düsseldorf) und Hans Schmitt (*Der Neuaufbau der Stadt Köln*, Köln; dazu G. Lill, *Dt. Kunst u. Denkmalpflege* 45, 1948, S. 149 f.), Schriftstellern von sonst unterschiedlicher Position, die ein Jahr später als Mitunterzeichner des Manifestes „Grundsätzliche Forderungen“ erscheinen (*Bau- und Werkform* 2, 1947, S. 29). Beide sehen das alte Köln, an dem sie hängen, als endgültig verloren an. Rekonstruktion würde eine unehrliche Anbiederung an das Vergangene bedeuten. Aufgabe sei dagegen ein Neubau nach gänzlich ahistorischen Gesichtspunkten, mit den Worten der „Grundsätzlichen Forderungen“: „Das zerstörte Erbe darf nicht historisch rekonstruiert werden, es kann nur für neue Aufgaben in neuer Form entstehen“. Ein dem Vergangenen vergleichbares Stadtkunstwerk könne nur durch eine zeitgemäße Neuschöpfung gewonnen werden unter Einschluß der erhaltenen älteren Bauten.

Im Winter 1946/47 veranstaltete die Gesellschaft für christliche Kultur einen vielbesuchten Vortragszyklus zum Thema: Was wird aus den Kölner Kirchen? (*Kirchen in Trümmern*, Köln 1948). Alle Redner, Geistliche, Denkmalpfleger und sonstige Kunsthistoriker, Architekten, Künstler und Schriftsteller, stimmten überein in der Prämisse, bei den Kirchen stehe man wegen ihres Charakters als „Weihegaben“ in erhöhter Verantwortung. Den Spielraum der Möglichkeiten hatte Paul Clemen in seiner Neusser Rede vom 25. 6. 1946 beschrieben: „Alles in diesem Zustand liegenlassen, liegenlassen müssen, Ruinen aus dem Trümmerhaufen auftauchend oder auch nach Abräumung der Trümmer die Ruinen alleinstehend — Beseitigen aller Reste, damit Aufgeben, Ausradieren und auch das Gedächtnis Auslöschen — oder Wiederaufbau, Wiederherstellung des alten Zustandes — Aufbau unter freier Weiterführung des Baugedankens“ (P. C., *Gesammelte Aufsätze*, Düsseldorf 1948, S. 164). Das Zweite wählte niemand. Die Ruinen als solche zu belassen und mehr oder weniger zu schützen, schien eher denkbar. Die meisten Redner aber neigten der Auffassung zu, man solle die Überbleibsel in moderne Neubauten hineinnehmen. Die Vertreter einer Wiederherstellung des alten Zustandes befanden sich ganz in der Defensive. Man erwog auch pragmatisch, geringe Schäden stilkonform zu reparieren, große „schöpferisch“ zu beseitigen.

Bei den Gegnern einer rekonstruierenden Lösung fällt durchweg auf, daß sie keinen Unterschied machten zwischen dem Historismus des vergangenen Jahrhunderts, dessen Prinzip mit Werkbundpathos als „verlogen“ abgelehnt wurde, und dem bei jeder Bauunterhaltung unvermeidbaren Materialauswechseln sowie jeder Art von stilistischer Anpassung. Gerechterweise muß man berücksichtigen, daß die Aversion gegen den Historismus im Rheinland besonders tief saß, weil er hier besonders lange und stark gewirkt hatte (noch 1912 empfahl der Kölner Erzbischof für Kirchenbauten die Gotik). Hier hatten sich mit den 20er Jahren neuer Kirchenbau und moderne *ars sacra* energisch durchgesetzt, und deren Vertretern erschien jetzt ein Rückgriff auf die soeben überwundene Doktrin undenkbar, der aufs neue den „unversorgten Gotiker mit Familie“ (*Kirchen in Trümmern* S. 142) heraufbeschwören könnte. Gern brachten sie das Psalmwort „Singt dem Herrn ein neues Lied“ in polemischer Umdeutung an. Clemens Holzmeisters musterhafte Innengestaltung von St. Georg hatte gelehrt, daß man auch nach Prinzipien der Moderne alte Bauten aktualisieren kann. Pionierbewußtsein traf sich mit der Ahnung, das Kriegsende bedeute einen tiefen Epocheneinschnitt und den notwendigen Beginn eines ganz anderen Lebens; ein Gefühl, das sich vielfältig äußerte, vom Gründungsmanifest der Gruppe '47 zu Alfred Webers *Abschied von der bisherigen Geschichte* (Bern 1946).

Auch die konservativeren Zeitgenossen sahen sich in einer außerordentlichen Lage: die Kontinuität abendländischer Kultur schien durch die Kriegszerstörungen in Frage gestellt. Clemen riet daher in Neuss, „das Stadtbild von gestern wieder aufzuwecken und lebendig zu erhalten, zum mindesten in seinen Hauptakzenten, daran den Anschluß suchen“ (S. 169). Es gelte, wenigstens die Hauptwerke zu retten.

Nicht alles war ruiniert. Der stehengebliebene Dom bedeutete eine symbolische

Macht. Einzelne Kirchen hatten keine einschneidenden Substanzverluste erfahren. Durch Entrümmerung, Notdächer und erste Sicherungen schufen Kirche und Denkmalpflege anschauliche Kontinuität und die entscheidende Voraussetzung zur Erhaltung der Bauten. Bei dieser Konstellation hatten die radikalen Anwälte des Neubeginns schon 1947 keine Chance mehr; als 1948 ein Köln-Merianheft Passagen aus Jathos Buch von 1946 abdruckte und wieder vor dem Gespenst einer „Colonia Agrippina Attrappolis“ warnte, war dies zugleich Rückzugsgefecht und unbegründeter Alarm, denn in Gestalt des Diözesankonservators Willy Weyres war ein engagierter Vertreter der Grundsätze „schöpferischer Denkmalpflege“ mit dem Wiederaufbau betraut. Schon bei der Diskussion von 1946/47 hatte er seine Auffassung dargelegt, man müsse grundsätzlich bei kleinen Fehlstellen eher reparierend, ohne ausgeprägten Stilcharakter Lücken schließen, größere und selbständige Raumeinheiten aber modern gestalten.

Schon 1946 wußten die Denkmalpfleger, „daß der erhaltene Baubestand der meisten alten Kirchen, darunter derer, die Köln als Kunststadt das Gepräge geben, wieder zu dem ehemaligen Bau- und Raumeindruck aufgebaut werden können“ (Vogts, bei Clemen 1948, S. 169). Die Fachleute sahen, daß ein Großteil des Zerstörten in Auswechslungen oder Neugestaltungen des vergangenen Jahrhunderts bestanden hatte, verfielen wohl auch weniger leicht einer Ruinenstimmung, die über das Ausmaß tatsächlich noch erhaltener Substanz hinwegtäuschen konnte. Für sie reduzierte sich das Entscheidungsproblem auf jene Fälle, wo wesentlicher Substanzverlust eingetreten war, vor allem den Vierungsturm von St. Martin, das Schiff und später auch die Ostpartie von St. Maria im Kapitol, das Dekagon von St. Gereon, den Westteil von St. Kunibert.

Als ab 1949 mit den Lebensbedingungen auch das Bauwesen Stabilität gewann, wurde die Frage nach dem Konzept der Ergänzungen akut, ohne daß eine allgemeingültige Lösung gefunden wurde — die haben wir ja bis heute nicht. Generell setzte sich, wenn auch ponderiert durch Besprechungen mit den Denkmalpflegern, die Linie von Weyres durch. Ausnahmen waren vor allem die Rekonstruktion des Turmes von Groß St. Martin wegen seiner Bedeutung im Stadtbild und die Ergänzung des Dekagons von St. Gereon in den alten Formen. An die Grenzen ihrer Möglichkeiten stieß die „schöpferische Denkmalpflege“ beim Wettbewerb um die Neugestaltung der Ostanlage von St. Maria im Kapitol, als von sechs Entwürfen keiner mehr überzeugte als die Alternative einer Rekonstruktion (zuletzt: *Rhein. Heimatpflege* 20, 1983, S. 97—107).

Dieses Entscheiden im Einzelfall ist für die Kölner Situation charakteristisch. Das hatte Beseler im Auge, als er schrieb, „daß sich in der Wiederherstellung der Kölner Denkmal-Kirchen in den 12 Jahren des Wiederaufbaus allmählich trotz der Zufälligkeit des anfänglichen Beginns ein gewisser Stil entwickelt hat, an dem die kirchliche, die staatliche und die städtische Denkmalpflege gleichermaßen beteiligt sind“ (*Jahrb. d. rhein. Denkmalpflege* 21, 1957, S. 154). Für heutige Augen zeigen alle Bauten mehr oder weniger die „Handschrift“ des ihren Aufbau leitenden Architekten, so daß jetzt das *dictum* fallen konnte, für den Kunsthistoriker sei die

Kapitol-Ostgruppe als ein echtes Werk von Weyres aus den 50er Jahren erkennbar (vgl. *Dt. Kunst u. Denkmalpflege* 42, 1984, S. 55—72, bes. 57 u. 59). — Ulrich Krings bereitet für Bd. 2 der „Stadtspuren“ eine Wiederaufbaugeschichte vor.

In *St. Gereon* berichtete Hansgerd Hellenkemper über den ergrabenen antiken Bauzusammenhang des Dekagons mit Vorhalle und Atrium. Anschließend führten Otmar Schwab in die Geschichte von *Bauuntersuchung und -sicherung* und Georg Mörsch in *Aspekte der Restaurierungsgeschichte* ein. Die Sicherung des Dekagons (*Abb. 2 und 3*) war äußerst schwierig gewesen: nachdem eine Sprengbombe Bau und Gewölbe hochgehoben hatte, setzte das Gewölbe beim Niederfallen etwas anders auf als zuvor. In dem bis zu 25 cm Mauertiefe brandgeschädigten, an einer Seite weite aufgerissenen Mauerwerk richtete 1951 ein Erdbeben weiteres Unheil an, so daß Einsturz drohte. Die zerquetschten unteren Steinlagen der Pfeiler mußten ausgewechselt werden. Die Rettung des Baues wird den Statikern Wilhelm Schorn und Otmar Schwab verdankt (dessen lange erwartete Dissertation über den römischen Bau abgeschlossen ist).

In der Mauerstärke hat sich viel alte Substanz, darunter bis über 16 m hoch die römische Mauer erhalten. Innere und äußere Steinhaut sind heute überwiegend neu; die fleckige Verfärbung des Trachyts im Inneren ist eine unbeabsichtigte Feuchtigkeitserscheinung, auf deren Wegrocknen man hofft. Bei der Innengestaltung war eine konsequente Einheitlichkeit nicht möglich. Die übel mitgenommenen Gewölbe mußten verputzt werden, wogegen in den Untergeschossen der Mauerbefund „analytisches“ Offenlassen nahelegte (man erwägt eine dünne Schlämme).

So ist es zu einer nur teilweise mit der Denkmalpflege abgestimmten Konzeption der Raumgestaltung gekommen, bei der die Farbintensität von Wand und Fenstern nach oben hin drastisch zunimmt. Entsprechend dem Rang der Kirche und dem festen Zugriff der Innenausstattung gestaltete sich die anschließende Diskussion z. T. heftig. Auf Dethard v. Winterfelds Frage, ob man nicht mit dem Steinauswechseln etwas weit gegangen sei, wies Herr Schwab darauf hin, daß die Schildbögen und Kapitelle der Empore zum größten Teil noch Originalbestand seien. Ein Glasfensterzyklus von Buschulte und Meistermann, der den Eindruck des Dekagons bestimmt, ohne daß sein ambitioniertes Programm (*Fusa* 8/9, 1982, S. 21—33) nachvollziehbar würde, erregte noch mehr Unbehagen als die starkfarbige Gewölbefassung. Herr Backes fand auch die Distribution des Schmuckfußbodens im Dekagon unangemessen — eine längsgerichtete „*schola cantorum*“ im Zentralbau. Gegenüber der Mehrheit, die zu sparsamerem Gebrauch des Pinsels in einem solchen Bauwerk mahnten (Mörsch), vertrat Herr Großmann die Ansicht, wegen der offengebliebenen Steinpartien wirke das Bauwerk provisorisch geflickt, die Fassung müsse ausgedehnt werden. Undiskutiert blieb, ob es bei einem Bau dieser Stilstufe sinnvoll ist, wie geschehen, die Dienste mit horizontaler Fugenmalerei zu „entgotisieren“; vgl. die Fassung Essenweins. Als geglückte Lösung eines alten Problems wirkt dagegen Leo Hugots Verbindung von Dekagon und Hochchor (vgl. *Das Münster* 15, 1962, S. 279—289).

Als positives Gegenbild zu der Inbesitznahme von *St. Gereon* durch die Moderne

empfanden manche Teilnehmer die Gestaltung von *Groß St. Martin*. (Abb. 1). Diese Kirche unterscheidet sich heute von den übrigen durch ihren ungefaßten Zustand: im wesentlichen steinsichtig, zeigt sie zahlreiche verblaßte Reste der anspruchsvollen Ausmalung August Essenweins; so wirkt die Architektur differenziert, und man erkennt das erfreulich hohe Ausmaß an alter Substanz. Der leitende Architekt, Joachim Schürmann, hat diesen Charakter durch eine zugleich exquisite und perfekt schlichte Mindestausstattung unterstrichen: Altar, Kronleuchter und einige Beleuchtungskörper, Gestühl. Die Bescheidenheit des Architekten, meinte nicht allein Herr Backes, verdiene es, durch Bescheidenheit bei der weiteren Ausschmückung honoriert zu werden.

Stefan Neu führte durch die unter der Kirche musterhaft konservierte Grabung, von deren ausführlicher Publikation u. a. Aufklärung über die kirchlichen Vorgängerbauten erhofft wird (zuletzt: *Stadtspuren* 1, S. 410 ff.). Udo Mainzer skizzierte *Probleme des Wiederaufbaus*. Das anfangs umstrittene Wagnis der Turmrekonstruktion darf heute als gelungen gelten. Der Bau ist „insgesamt einigermaßen unbescholten durch die Restaurierung gekommen“, nur daß man an der Westwand den Zustand des 19. Jhs. gegen eine Mittelalterrekonstruktion eingetauscht hat, welche bald Schwierigkeiten bei der Wiedererrichtung der Vorhalle von 1873 verursachen wird. Danach charakterisierte Peter Springer das umfassende Dekonationskonzept Essenweins und seine zyklische Qualität. Es bestand keine große Neigung, Thesen zur künftigen Fassung der Kirche zu vertreten; die sachliche Ästhetik Schürmanns sollte nicht leichtfertig durch irgendein „Neubunt“ überdeckt werden.

Den dritten großen Zugewinn der letzten Jahre bildet die fertiggestellte Trikonchos von *St. Maria im Kapitol* (Abb. 4). Hier berichtete Stefan Neu über den durch eigene Untersuchungen abgerundeten archäologischen Kenntnisstand; Borgers u. a. Hypothesen bestätigend und präzisierend, lokalisiert er die Gründungskirche der Plektrudis (+ 717; keine Klosterkirche: *Rhein. Vierteljahresblätter* 31, 1966/67, S. 1—16) über den mittleren Fundamentmauern des römischen Kapitolstempels.

Anschließend stellte Herr v. Winterfeld einige Schwierigkeiten des Wiederaufbaus zur Diskussion. Ein Teil seiner Darlegungen findet sich in diesem Heft auf S. 282—284. Ohne Zweifel hat man beim Kölner Wiederaufbau an kein Bauwerk so viel Überlegungen gewendet wie an die Kapitolskirche. Stand anfangs die Kontroverse: Wiedergewinnung oder schöpferische Neugestaltung des Kirchenschiffs, im Mittelpunkt, so erhob sich seit dem Einsturz der Ostkonche 1948 im Osten ein noch viel größeres Problem.

Im Schiff hat man die weitgehend zerstörten gotischen Gewölbe aufgegeben zugunsten einer Flachdecke; die Wanddienste blieben erhalten. Auf der Südseite hat man Fenster von moderner, gotische Formen frei anzitierender Gliederung angebracht. Als besonders anstößig empfinden heute Viele die Gestaltung der Decke und die fossilen Wanddienste, willkürlich belassene Präparate. So war bald die Rede von einer möglichen Rekonstruktion der gotischen Wölbung, welche die Dienste als eine Legitimation buchen könnte. Einzelne Anwesende (Sternberg, Backes) verteidigten die Qualität der Deckenlösung, was auf Widerspruch stieß. Aber auch wer

die Decke als mißglückt empfindet, hat keine einfache Entscheidung: wenn man dem Wiederaufbaukonzept von Weyres, sei es denkmalwürdig (Mörsch) oder nicht, keinen Wert als ganzes zubilligt, muß man dann nicht auch die gotischen Schiffsfenster und den Vorkriegszustand des Schiffs insgesamt rekonstruieren? Dies jedoch hätte weitreichende Folgen; der gestalterische Zusammenhang zwischen der „frühen“ Flachdeckenform des Schiffes mit dem „ursprünglichen“ Wiederaufbau im Ostteil ist evident.

Heute besteht weitgehende Einigkeit darüber, daß der Rückgriff der 50er Jahre über den historisch gewachsenen Vorkriegszustand hinaus auf eine hypothetische Urgestalt der Ostkonche ein Fehlgriff und höchstens für Luftaufnahmen und mytische Interpreten von Vorteil war: damals hatten wohl die Faszination des Prototyps und die einflußreichen Schriften Hans Jantzens die Entscheidung bestimmt. Nachdem staufische und gotische Elemente teilweise eliminiert sind, ist es künftig nicht leicht, eine stimmige Konzeption zu entwickeln, um den noch leeren „reinen Raum“ adäquat zu gestalten. — Hervorragend ist die Rekonstruktion der zwischen Ost- und Südkonche gelegenen Hardenrath-Kapelle gelungen.

Eine unerwartete Komplikation hat, wie Gisela Mühlens berichtete, die — denkmalpflegerisch naheliegende — Integration des Renaissancelettners in die neue Gestaltung gebracht. 1765 als Sängertribüne im Westen der Kirche aufgestellt, mußte er 1983 restauriert werden. Als man ihn Mitte 1984 nahe der ergrabenen historischen Stelle aufbaute, stellte sich heraus, daß er offenbar infolge eines Mißverständnisses hinsichtlich Kölner und Brabanter Fußmaß in den Maßen verfehlt ist. Zu breit und zu hoch für die umgebende Architektur, dazu auf neue, von der Pfarrgemeinde geforderte Altarstufen gestellt, wirkt er in der leeren Kirche wie ein abgestellter, wenn auch sehr qualitätvoller Fremdkörper. Zum Glück hat die Gemeinde Verständnis für die Bedeutung des Werkes und will seine Eignung als Musikempore auch an der neuen Stelle versuchen.

Liegt es in der Kapitolskirche nahe, bestimmte Rekonstruktionsziele als heute überholt abzutun, so wird man in *St. Kunibert* eines anderen belehrt. Hier referierte Christoph Machat über *Baugeschichte und Wiederaufbau*, wobei die seit 1981 laufende Errichtung des Westbaus im Mittelpunkt stand (*Jahrb. d. rhein. Denkmalpflege* 29, 1983, S. 83—103). Dieses Unternehmen stellt die Denkmalpfleger vor das prinzipielle Problem, ob sie es überhaupt mit einer konservatorisch entscheidbaren Frage zu tun haben. Es geht weder um eine exakte Rekonstruktion des Zustandes vor dem Einsturz von 1830 noch um eine des Vorkriegszustandes, sondern um einen im Detail frei schaltenden Entwurf von Leo Hugot. In jedem Fall sind, wie Herr Schwab ausführte, die statischen Probleme ernst: der offenbar leichtfertig geplante, erstmals im 14. Jh. eingestürzte Westturm hatte schwache Fundamente und im Westen kein Widerlager. Die resultierenden statischen Gegebenheiten sind wichtige Planungsfaktoren geworden, so daß der fertige Bauteil mehr mit neo-neuromanischer „Passepartoutromanik“ (Mörsch) zu tun haben wird als mit Historie. Die Denkmalpflege hofft, wenigstens verhindern zu können, daß beim Anschluß an das Schiff Verlust an Vorkriegssubstanz eintritt.

Alle Anwesenden waren sich mit den Kölner und Bonner Denkmalpflegern einig im Unbehagen an der Tendenz zu einer hybriden Notlösung. Herr v. Winterfeld (vgl. in diesem Heft S. 285—287 sah nur eine korrekte Möglichkeit: Rekonstruktion des staufischen Zustands, dessen Bedeutung für den Denkmalwert des Innenraumes die beste Legitimation aus konservatorischer Sicht bildet, mit einer statisch praktikablen Notlösung am Turm. Wegen des Winddrucks sind dort leichte Materialien nicht hilfreich, wie Herr Schwab auseinandersetzte. Man kann nur hoffen, daß Denkmalpfleger und Statiker in letzter Minute eine tragbare Lösung finden werden; die Überlegungen dauern an (Dokumentation in Vorbereitung: Stadts Spuren 2).

Beim Wiederaufbau von *St. Georg* ließ man sich von der umfassenden und seinerzeit Epoche machenden Restaurierung von 1927—30 leiten, die den Bauzustand gegen 1200 rekonstruierte, das Innere aber nach Gesichtspunkten der Neuen Sachlichkeit gestaltete (Ulrich Kahle verlas für Barbara Kahle ein profundes Referat über *St. Georg und Clemens Holzmeister*). Man ist den 20er Jahren auch in manchen Fällen gefolgt, wo Holzmeisters Auffassung im Widerspruch zum historischen Kenntnisstand der 50er Jahre stand. So ließ man, getreu dem Postulat der Materialgerechtigkeit, Hausteine ungefaßt und weißte alles übrige. Dabei blieben z. B. im Chor nicht nur die vortretenden Konsolen ungefaßt, sondern auch die Nullflächen der Steine, aus denen sie herausgearbeitet sind, was die Lesbarkeit der Form beeinträchtigt, und im Schiff verzichtete man auf Hervorhebung der Arkadenbögen.

Ein solches Verfahren ließe sich als Rekonstruktion eines bereits „klassischen“ Zustands vertreten, jedoch hat man diese Rechtfertigung durch gravierende Eingriffe in Holzmeisters Konzept verspielt. Wohl läßt sich nachvollziehen, daß man nach dem Krieg einen Purismus milderte, der selbst ein Hochaltarbild des 16. Jhs. verbannt hatte. Daß man aber ohne wirkliche Not den klaren, stimmigen Vierungsraum umgemodelt und im marmorpolierten Wirtschaftswunderstil der 60er Jahre ausgestattet hat, bedeutet ein Unglück. Wo früher demonstrative Schlichtheit herrschte, etwa bei den Gittern im Chorbereich, hat man später kunstgewerblichen Ballast angehäuft. In der Diskussion gab es Voten für eine im historischen Sinne sachgemäßere Architekturfassung, doch steht der Geschichtswert der Holzmeister-Konzeption allgemein außer Frage; eines ihrer zentralen Elemente, der Fensterzyklus von Thorn-Prikker, bestimmt auch heute wesentlich den Eindruck (Westfenster noch original? Rest nach Originalkartons rekonstruiert). So muß man fragen, ob nicht der umgekehrte Weg gewählt und die Gestaltung des Wiederaufbaus revidiert werden sollte. Aber wenn es auch möglich wäre, die bei der Umstrukturierung der Vierung entscheidenden liturgischen Argumente zu entkräften, wird es doch nicht so bald gelingen, derart viel teuren Marmor loszuwerden.

In *St. Aposteln* führte Frau Kier über *Baugeschichte und Wiederaufbau* zu einem Gespräch über das zunehmend akute Ausmalungsproblem. Die auf weiße Sachlichkeit gestellte, überwiegend mit dem punktuellen Konservieren von Vorkriegs-Farbresten zufriedene Raumfassung des Wiederaufbaus ist erneuerungsbedürftig. Ein erster, anspruchsvoller Ansatz in der Vierungskuppel (dazu: *Kunstchronik* 32, 1979, S. 407 f.) konnte mit seinem „türkisch“ anmutenden Blau nicht die Zustim-

mung der Denkmalpflege finden — er tut der Architektur keinesfalls weniger Gewalt an als die bis heute gern geschmähte Mosaikausstattung der Jahre ab 1896. Fassungsproben im Westquerhaus wirken weniger provokant, lassen aber ebenfalls bei Vielen die Vorzüge der schlichten Nachkriegslösung um so sympathischer werden. Daran schieden sich die Geister. Von Herrn Großmann sekundiert, warb Frau Kier für mehr Wagemut: der Geschmack der 50er Jahre sei auf die Dauer allzu nüchtern, man solle ruhig wieder einmal an eine Figürlichkeit im Monumentalformat denken. Andere Stimmen empfahlen dagegen eine zurückhaltende, vielleicht am *status quo* orientierte Neufassung; allerdings wollte niemand mehr das reine, gliederungslose Weiß etwa des Ostteils. Nur eine einzige Lanze wurde für die aufwendige, von einem selbstbewußten Pfarrer 1975 durchgesetzte Altarraumgestaltung in der Vierung gebrochen, die als die schlimmste Entgleisung der 70er Jahre in Kölner Kirchen überhaupt gilt; man hörte, ihr Abbruch sei beabsichtigt.

Monika Barbknecht sprach über *spätromanische Fensterformen — die Problematik ihrer Überlieferung*. Fazit: man muß stärker als bisher damit rechnen, daß Lichtöffnungen der spätromanischen Kirchen im Rheinland nachträglich mehrmals verändert worden sind, zunächst der Helligkeit wegen, später im Zug von oft chaotischen Restaurierungen. So bedarf die Kölner Fülle von „Sonderformen“ einer kritischen Durchsicht, die Apokryphes aus der Stilgeschichte der Romanik entfernt. In dieselbe Richtung zielend, wies Herr Stracke auf die unsichere Überlieferung der Gewölbedetails im Langhaus hin, der „ältesten sechsteiligen Gewölbe im Rheinland“.

In St. Pantaleon stellte Helmut Fußbroich die *Ausgrabung* vor, Herr Krings *Baugeschichte und Wiederaufbau*. Nach 1945 stand das Anliegen im Vordergrund, den ottonischen Zustand herauszuarbeiten. Dieses Ziel ist zweifellos erreicht: Westwerk und Schiff sind nicht mehr voneinander getrennt, die Blendbögen der ottonischen Wandgliederung sind im Putz ablesbar, eine Kassettendecke hat das im Krieg teilzerstörte Gewölbe des frühen 17. Jhs. (Wamser) abgelöst. Der annähernd an den alten Ort versetzte spätgotische Lettner trennt einen „ottonisch“-kargen Westteil von der Ostpartie, wo — abgesehen von den auch hier mit Ausnahme der Apsis weggebrochenen Gewölben — die spätere Ausstattungsgeschichte zur Geltung kommt.

In heutiger Sicht erscheint das Vernichtungsurteil über die Barockwölbung bedauerlich, zumal die sie ersetzende Kassettendecke (deren Farbgebung wieder zur Debatte steht) um etwa einen Meter über der ursprünglichen Deckenhöhe aufliegt, also ebenfalls kein authentisches Bild des Urbaus vermittelt. Aber wenn man auch solche und wenige andere Entscheidungen diskutieren kann, so überwiegen doch bei weitem die positiven Züge: die Gestaltung befindet sich in einer Art Gleichgewichtszustand, und die Bevorzugung der ottonischen Epoche im Westteil rechtfertigt sich bis zu einem gewissen Grad durch ihren architekturgeschichtlichen Wert. Der heutige Verzicht auf eine Farbfassung der Wände hat praktisch den Nutzen, ein schmerzloses Nebeneinander von ottonischen und romanischen Formen zu fördern.

So zeigte sich im Gespräch wenig Neigung zu Änderungsvorschlägen. Weder eine — an sich vertretbare — Rekonstruktion der Wamser-Gewölbe noch ein Zuputzen der — vereinzelt als einheitstörend kritisierten — ottonischen Bogenmarkierungen brächte einen dem Aufwand entsprechenden Gewinn. Ungelöst blieb ein Problem, das Frau Kier zur Sprache brachte: soll der Westbau außen steinsichtig bleiben oder geschlämmt werden? Konservatorische Überlegung und mittelalterliche Praxis verlangen natürlich nach Schlämmung, jedoch hat 1890—92 Wiethase seinen weitgehenden Neubau mit Sicherheit steinsichtig verstanden wissen wollen — charakterisieren wir heute also den Bauteil als Werk des 10. oder des 19. Jhs.?

St. Maria Lyskirchen ist mit Ausnahme der Dächer von größeren Schäden verschont geblieben. Zur Zeit wird der Außenbau saniert; er soll nach vorgotischen Befunden neugefaßt werden (Problem: die späteren Teile, Apsis und Fassade). Im Inneren wird ein schlichter Neuanstrich der Partien unterhalb der Gewölbe vorbereitet. So konnte sich die Aufmerksamkeit den Malereien des 13. Jhs. zuwenden. Horst Hallensleben stellte überzeugend seine These vor, die Malereien zeigten keine relevanten Byzantinismen, weder in ihrer Anbringung noch in Stil, Programm oder Ikonographie. In diesem Sinn wird man einzelne Vermutungen Goldkühles (*Mittelalt. Wandmalerei in St. Maria Lyskirchen*, Bonn 1954, S. 83—87) korrigieren. Gerd Bauer berichtete über die fundamentale Restaurierung von 1972—77, als deren Folge sich die Gewölbemalereien gefestigt und von späteren Übermalungen befreit präsentieren.

Der Rundgang durch die Kölner Kirchen macht dankbar und nachdenklich. Mit bewundernswürdiger Anstrengung sind sie erhalten worden. Daß man sie hätte physisch aufgeben und dem Nachleben in Fotoarchiven überantworten können, erscheint heute kaum noch vorstellbar. Allmählich lernen wir, auch die Kriegs- und Wiederaufbauspurens als Teil ihrer Baugeschichte zu verstehen. So schmerzlich der Verlust an historischer Substanz ist, hat doch der Wiederaufbau den Rest nach Kräften bewahrt und die Kirchenräume erfahrbar gehalten. Jedoch ist als Folge der Ereignisse der Bestand an „Jahresringen“ der Ausgestaltung, zuvor bereits geschrumpft, noch weiter dezimiert worden. Heute betritt man romanische oder moderne Räume mit meist sparsamer mittelalterlicher oder moderner Ausstattung, einige barocke Einsprengsel, wenig Werke des 19. Jhs.; Holzmeisters Idee einer Wesensverwandtschaft von romanischem Bau und modernem Ambiente lebt nach 1945 auf diese Weise fort.

Allmählich geht die Wiederherstellung in normale Bauunterhaltung über; wenn erst das Problem St. Kunibert ausgestanden ist, kann man sich architektonisch „über dem Berg“ fühlen. Die freiwerdenden Kräfte wenden sich dem bisher notwendig vernachlässigten Kircheninventar (Sabine Czymmek berichtete über eine bereits angelaufene Inventarisierungskampagne) und Fragen der Fassung und Ausstattung zu. Über das rechte Maß dabei gehen, wie sich zeigte, die Meinungen auseinander. Es ist sicher angebracht, daß jetzt der Landeskonservator auf diesem Gebiet Zurückhaltung und eine Denkpause anriet (wenn Frau Kier dies öffentlich, *Köln. Rundschau* 15. 6. 1985, als gleichgültige Meinung abqualifiziert, sollten sich

in Zukunft auch die kunsthistorischen Kollegen zu eindeutigen Stellungnahmen herausgefordert sehen).

Andererseits äußerte die Denkmalpflege auch Wünsche an die kunsthistorischen Kollegen. Sie benötigt auf Dauer wissenschaftliche Entscheidungshilfe, überhaupt müssen an ihren Denkmälern die Forschungen wieder in Gang kommen. Es gilt, Berichte über Jahrzehnte zurückliegende Grabungen zur Veröffentlichung zu bringen und Monographien zu erarbeiten. Da die Bauten heute vielfach eine neue Oberfläche zeigen, sind alle Interessierten auf Informationen über die dahinter erhaltene alte Substanz angewiesen; sie ist ja gar nicht so unbedeutend.

Einige Vorträge des Kolloquiums stellten übergreifende Fragen. So sprach Hugo Borger über *die Chance der Archäologie in Köln nach 1945*: sie hat wesentlichen Zuwachs an kirchen- und siedlungsgeschichtlichem Wissen erbracht, konnte aber aus Zeit- und Personalmangel nur unzureichend genutzt werden; der Notstand hält an.

Arnold Wolf untersuchte *die Entwicklung der Choranlagen: Liturgie und Kirchengestalt* in Kölner Kirchen bis zum 11. Jh. Er fand im karolingischen Dom ein den Grundriß bestimmendes „Doppelkreuz von Altarachsen“, deren Patrozinien nach liturgischen Gesichtspunkten angeordnet waren, rekonstruierte ähnliche Verhältnisse in St. Pantaleon u. a. und stellte dieser liturgisch determinierten Bauplanung den Dreikonchenchor von St. Maria im Kapitol gegenüber, wo eine Erklärung keinesfalls von der Liturgie her, eher als Architekturabbild möglich ist. In der Diskussion wurde die Frage der Quellenbasis und das Problem einer Datierung liturgischer Dispositionen angesprochen; beides mahne zur Vorsicht bei Schlüssen auf Epochencharakteristika.

Hans Belting stellte *Fragen zum Kultbild und Bildverständnis in der Zeit um 1200*, präziser: er gab einen reichhaltigen Katalog unterschiedlicher Arten von Verwendungs- und Sinnzusammenhängen, in denen die Epoche Bilder gebrauchte, und deutete die Entwicklungstendenz nach 1200 an.

Thomas Topfstedt, *Der Westbau der Magdeburger Liebfrauenkirche und die Ausformung der mittelalterlichen Stadtsilhouette Magdeburgs*, näherte sich dem Generalthema aus urbanistisch vergleichender Sicht. In Köln wie in Magdeburg nutzte das Hochmittelalter die Flußlage, um die „dem Fluß zugewandten Stadtseiten zu repräsentativen ‚Schaufrenten‘ auszuformen, wobei vor allem den Kirchenbauten die Funktion zufiel, mit ihren hochragenden Türmen das Stadtgebilde optisch zusammenzufassen“. Ab der Mitte des 12. Jhs. beobachtet man in Köln eine Neigung zu Turmanlagen im Osten der Kirchen, zum Fluß hin. Vergleichbar wird später die Magdeburger Flußseite, gleichfalls Osten, gestaltet. Mittel hierzu ist die — als Motiv weiter verbreitete — Bereicherung der westlichen Doppelturmfasaden um ein Glockenhaus mit Schauseiten nach Osten und Westen über dem Kirchendach. Nicht weniger als sieben solche Doppelturmbauten prägten und ordneten am Ende des Mittelalters das Stadtbild. Aus der Beobachtung ist ein Sinn der Epoche für urbanistische Zusammenhänge zu erschließen, es ist aber schwierig, diesen Faktor aus dem Gemenge anderer Kräfte, wie institutioneller Verbindungen und Rivalitäten, herauszulösen.

Ulrich Schröder untersuchte *die Rippengewölbe in Kölns romanischen Kirchen und die Frage ihrer Beziehungen zu französischen Bauten*. Die vorkommenden Formen sind mannigfaltig, sicher Vorbilder zu bestimmen ist fast aussichtslos. Drei Einzelfälle verweisen nicht auf die Ile-de-France (so Schäfke), sondern eher auf Burgund: 1. das Rippenprofil am Dekagon von St. Gereon (vgl. Gurtbogenprofil der Kathedrale von Auxerre), 2. verschiedene Merkmale der Architektur von *Groß St. Martin* (West- und Ostabschluß des Langhauses mit Zweischaligkeit der Wand und Absetzung der Gewölbekompartimente voneinander, Triforiumgestaltung), 3. Mittelschiffswölbung von St. Maria im Kapitol („zisterziensisch“-schlichte, konsequente Konzeption; das nahestehende Heisterbach von Héliot mit burgundisch geschultem Meister in Verbindung gebracht).

Michael Bringmanns öffentlicher Abendvortrag stand unter dem Titel: „*Steinalt oder stilecht? Randbemerkungen zur neu-romanischen Architektur*“. Nach dem Besuch in St. Georg und St. Maria im Kapitol mochte man davon eine Standortbestimmung des Kölner Wiederaufbaus erwarten. Hauptanliegen war aber, Vorurteile der öffentlichen Meinung gegen die neuromanische Baukunst zu überwinden. In dieser Form gewiß kein Thema mehr für Fachkollegen, erst recht Denkmalpfleger. Diese registrieren vielmehr eine Welle des neuen Historismus auch in Köln. Manches, was um 1945 als entbehrlich oder nach der Ethik der „schöpferischen Denkmalpflege“ nicht rekonstruierbar schien, soll nun nachgeliefert werden. Man erwägt, das alternde Nachkriegsdach des Westbaus von St. Georg bei Gelegenheit nach dem barocken Vorbild zu rekonstruieren; die jetzige schlichte Pyramide war 1951 (*Das Münster* 4, S. 205) als gültige neue Form beurteilt worden. Gotische und barocke Wölbungen sind auf Wunsch machbar, besonders dann, wenn man damit, im Einklang mit dem Zeitgeschmack, eine Gestaltung der 50er Jahre entfernen kann. Rekonstruktion der Vorhalle von 1536 vor dem Südportal von St. Georg taucht als Wunsch auf (Werner Schäfke, *Kölns romanische Kirchen*, Köln 1984, S. 99). Die Wiederaufbauphase mit ihrem Verzichtsrigorismus ist in historische Distanz gerückt. Eine Rückbesinnung auf sie wird in dieser Hinsicht zur Zeitkritik.

Peter Diemer

GEDANKEN ZUM WIEDERAUFBAU VON ST. MARIEN IM KAPITOL UND ST. KUNIBERT, KÖLN

(mit einer Abbildung und zwei Figuren)

Die Zerstörung und der Wiederaufbau von St. Marien im Kapitol sind mehrfach beschrieben und gewürdigt worden, ebenso die Baugeschichte. Dem ist nichts Neues hinzuzufügen, so daß diese Zeilen nur dazu dienen sollen, die Problematik über den Kreis der Spezialisten hinaus noch einmal zu verdeutlichen. Allerdings sei vermerkt, daß eine Begründung für die einzelnen Entscheidungen und damit den heutigen Zustand von den daran Beteiligten nicht publiziert ist und aus den Akten kaum